

seine Brieftasche entgegen. Mit einer an Nonchalance grenzenden Höflichkeit, die mit seiner Aufregung seltsam contrastirte, nahm der Amtmann unter vielen Bücklingen, die ihn bei seiner Corpulenz fast possierlich erscheinen ließen, sein Eigenthum aus den Händen der schönen Fiederin entgegen und wollte sich eben unter tausend linkschen Dankesbezeugungen entfernen, als ihn die Dame zurückhielt. „Sie entschuldigen, mein Herr.“ sprach sie, „wenn ich Ihre jedenfalls kostbare Zeit noch einer Kleinigkeit halber wenige Minuten in Anspruch nehme. Doch es ist mir fast, als müßte ich Sie schon hier in Berlin irgendwo gesehen haben.“

„Sie irren, mein Fräulein,“ entgegnete der Amtmann mit einem so freundlichen Grinsen, wie es ihm nur möglich war. „Ich komme nur sehr selten von Klein-Zoochen nach Berlin.“

„Klein-Zoochen?“ unterbrach ihn die junge Dame, wie vor Aufregung zitternd. „Sie sind doch nicht etwa gar der Herr Amtmann Piepenhagen?“

„Pie — pen — ha — gen,“ wiederholte der Amtmann überrascht, während er das schöne Kind mit Blicken maß, als wollte er bis in die innerste Tiefe ihres Herzens dringen. „Ja wohl,“ fuhr er dann fort, „ich bin der Amtmann Piepenhagen aus Klein-Zoochen, und eine fatale Geschichte führt mich so zur Unzeit mitten im Winter nach Berlin. Es handelt sich darum, das Kind meiner verstorbenen Schwester aufzufinden, von dem ich nichts weiter weiß, als daß es etwa 19—20 Jahre alt ist, ja selbst sein Geschlecht und sein Name sind mir unbekannt, und da wird es wohl sehr schwer halten, es in Berlin zu ermitteln.“

Wer die junge Dame während der letzten Worte beobachtete, dem mußte es auffallen, daß sie mit einem fast in unmittelbarer Nähe befindlichen Herrn, welcher Zeuge des ganzen Gesprächs war, Blicke des Einvernehmens gewechselt hatte. Plötzlich traten ein paar große helle Thränen aus ihren dunklen Augen hervor, und wie von innerer Rührung bewältigt, preßte sie die dicken fleischigen Hände des Amtmanns Piepenhagen und ihm mit erheuchelter Treuherzigkeit in die Augen blickend, rief sie mit thränenerschlückter Stimme:

„Mein guter Onkel! Sie dürfen mich nicht mehr suchen, Ihre Richte steht vor Ihnen.“

Sprachlos vor Erstaunen hörte der Amtmann dieses Bekenntniß. „Du — Sie — meine Richte?“ stotterte er, freudig die schöne Gestalt musternd. „Ja, ist es denn möglich, und wie kam es nur, daß Du mich, den Du doch höchstens aus einem alten Portrait kennst, unter Hunderten herausgefunden hast?“

„O, lieber Onkel,“ rief die junge Dame mit Wärme, „nichts war leichter. Die gute Mutter hat ja täglich soviel von Ihnen gesprochen, daß ich schon aus Ihren Zügen allein Sie hätte erkennen müssen. Nun ist sie todt, und verwaist, wie ich in der großen Stadt dastehe, in der die Verführung auf jeden Schritt einem jungen Mädchen Fallen stellt, wollte ich mich eben aufmachen, um nach Klein-Zoochen zu reisen, um Sie zu bitten, sich meiner anzunehmen. Da hörte ich, daß Sie aus Klein-Zoochen sind, und wie konnte ich, der das Bild des lieben Onkels von frühesten Kindheit auf eingepägt war, noch daran zweifeln, daß ich den guten Onkel vor mir sehe.“

„Alle Pagel, Blizmädel, das hast Du aber geschickt gemacht. Wer hätte gedacht, daß mir die Mühe, Dich aufzufinden, auf so leichte Art erspart werden würde. Ja, ja, jetzt erkenne ich Dich, ganz das Auge meiner guten Schwester, das Haar meiner seligen Mutter, die Stirn und die Nase meines guten Onkels, und der Wuchs meiner Großmutter mütterlicherseits; nein, nein, es ist kein Irrthum möglich, die Stimme des Herzens ruft mir laut und vernehmlich zu: Piepenhagen, Deine Mission ist erfüllt, Du hast die Gesuchte gefunden. Nun aber, Blizmädel, gib Deinem alten Onkel einmal einen recht herzhaften Schmaß, so etwa, wie Du ihn einst Deinem Bräutigam geben wirst. Ich hoffe doch,“ fügte er mit halb sarkastischem, halb cynischem Lächeln hinzu, „daß Du noch keinen Schatz hast,“ dann aber breitete er die mächtigen Arme aus und gleich darauf war das junge anmuthige Mädchen unter diesen fleischigen Herculussittigen verschwunden, um an der Brust des Amtmanns Piepenhagen ruhend, den ersten Kuß von seinen wulstigen Lippen zu empfangen.

Mittlerweile war es bereits ziemlich spät geworden. Der Amtmann Piepenhagen war gegen 10 Uhr Abends in Berlin eingetroffen, und es hieß jetzt, ein Unterkommen für die Nacht finden. Zudem machte sich bei dem alten Herrn ein ganz merklicher Appetit geltend, der ihn doppelt ansportete, vor allen Dingen für die Befriedigung der leiblichen Bedürfnisse zu sorgen, ehe er sich ganz und ungetheilt der Freude, die lang entbehrte Verwandte endlich gefunden zu haben, hingab. Die letzte Droschke hatte bereits den Halteplatz am Bahnhof verlassen, und fast misanthropisch blickte Piepenhagen auf die Schachteln und Koffer, die ihn noch immer umgaben und zu deren Expedition nach der Stadt jetzt nicht einmal mehr ein Dienstmann vorhanden war. „Jetzt wollen wir aber auch unser Zusammentreffen bei einem Glase Wein feiern, Amalie,“ rief er, seiner Richte schmunzelnd die Wangen streichend, denn seiner Auffassung nach mußte diese natürlich den Namen seiner Schwester führen. „Wenn ich nur wüßte, wo ich mein Gepäck einstweilen unterbringe, denn weder eine Droschke, noch ein Dienstmann sind zu finden, und ich kann mich doch unmöglich mit all diesen Geschichten herumplagen.“

„O, das ist gar nicht nöthig, Onkelchen,“ rief das junge Mädchen heiter, „wir übergeben Ihre Effecten bis morgen dem Portier, Sie bekommen dafür eine Marke, gegen deren Rückgabe Sie Alles zu jeder Zeit wieder in Empfang nehmen können.“

„Du bist ja ein Prachtmädel,“ rief der Amtmann, über die Umsicht seiner Richte hoch erfreut. Diese hatte bereits einen Theil der Sachen ergriffen und dem Amtmann freundlich zunicke, übergab sie dieselben dem Portier, welcher, nachdem er auch den Kest in Verwahrung genommen hatte, dem jungen Mädchen die übliche Marke mit Nummer einhändigte, welche dieselbe ihrem Onkel freundlich lächelnd zeigte, der ganz damit einverstanden war, daß seine reizende Richte diese wichtige Legitimation aufbewahrte.

(Fortf. folgt.)

Vermischte Nachrichten.

— Duisburg, 11. Mai. Küß: unsere Kleinen nicht! Unter der vorstehenden Ueberschrift bringt der Düß. Anz. von einem „Arzte“ die nachfolgende Mahnung, die weitere Verbreitung verdient: Eine schauerhafte Unsitte ist es, die Kinder zu küssen. Wir brauchen absichtlich den Ausdruck „schauerhaft,“ weil wir uns zart ausdrücken wollen und die Bezeichnung „mörderisch“ uns schon auf der Zunge schwebte. Ja wohl, gnädige Frau, „mörderisch!“ Besinnen Sie sich vielleicht noch darauf, als Sie vor etwa 15 Tagen mit einem großen Shawl um den Hals einen Besuch bei Frau Dr. S. machten? Und als der kleine Hans ins Zimmer gesprungen kam, ergriffen Sie nicht den Kleinen mit anscheinend überströmender Bärtlichkeit, nannten ihn „mein reizendes Kerlchen“ und küßten ihn nach Herzenslust? Dann fügen Sie an zu erzählen, was für einen schrecklich entzündeten Hals Sie hätten; daß Sie sogar am Tage vorher eine Einladung zum Concert hätten ablehnen müssen, weil Sie zu verschollen seien? Sie hatten keine Absichten auf das Leben des Kindes, und doch tödteten Sie dasselbe so sicher, als wenn Sie ihm statt ihres zärtlichen Kusses Strychnin oder Arsenik gegeben hätten. Ihre Bärtlichkeit wurde verhängnißvoll. Zwei oder drei Tage darauf fing „mein reizendes Kerlchen“ auch über einen entzündeten Hals zu klagen an, und als der Arzt kam, genügte das eine Wort: „Diphtheritis“, um Alles klar zu machen. — Heute ist ein kleiner frisch geschmückter Hügel vor dem Thore die einzige Erinnerung an Ihren Besuch. — Die Mutter hat natürlich nicht den geringsten Verdacht auf Sie; sie hängt ihren herben Verlust der geduldigen Vorsehung an. Der Arzt that nichts, um diesen Glauben zu zerstören; denn das dürfte eben so unklug als grausam sein, mir aber hat er es im Vertrauen mitgetheilt, daß allein Ihre „schauerliche Dummheit“ — es waren seine Worte, gnädige Frau — an dem Tode des kleinen Hans die Schuld trägt. Es läßt sich schwer beurtheilen, ein wie großer Theil der augenblicklich grassirenden Diphtheritisfälle auf solche Gedankenlosigkeit zu schieben ist; das steht jedoch fest, das Erwachsene die Diphtherie oft in so geringem Grade haben, daß sie dieselbe für eine einfache Erkältung nehmen, und da die Erkältung nicht ansteckend ist, so finden sie auch nichts Böses darin, Andere ihrem Athem auszusetzen, und können keine Gefahr darin erblicken, ihre Lippen mit denen Anderer in Berührung zu bringen. Bedenkt man nun aber die Thatsache, daß die Diphtherie in den meisten Fällen durch directe Uebertragung der bössartigen Keime, welche die Krankheit verursachen, vor sich geht, bedenkt man ferner, daß es kein besseres Mittel, um den Krankheitsstoff zu übertragen, giebt, als das Küssen, und daß endlich das Küssen bei allen Gelegenheiten Sitte geworden ist, so ist es sicher nicht auffallend, daß diese Krankheit so leicht epidemisch wird. Selbstverständlich ist es Unsinn, alle Diphtherieansteckungen aufs Küssen schieben zu wollen — denn da sprechen noch andere Factoren mit —, aber es steht gewiß Jeder ein, daß es den Kleinen besser bekommen würde, wenn sie weniger geküßt würden. Ein einzelner Kuß hat schon eine ganze Familie angesteckt, und der Bärtlichste kann in die Lage kommen, daß er eine böse Krankheit verbreitet, ohne es zu wissen. Darum empfehlen wir aus ganzem Herzen, die Kinder in Ruhe zu lassen, anstatt daß wir die Beweihrathung eines Indas auf uns laden.

— Elberfeld, 11. Mai. Die Nachricht, daß der entsprungene Leopard lebend eingebracht worden, bekämpft sich nicht. Das Thier mußte im Freien geschossen werden. Des Thieres in der Scheune habhaft zu werden, war unmöglich. Als man dasselbe aus seinem Versteck unter einem Haufen Stroh hinweg aufjagte, sprang es hoch über die Köpfe seiner Verfolger hinweg. Nun versuchte man den Leoparden durch ein in die Scheunenwand gebrochenes Loch in einen vor dasselbe gehaltenen Käfig zu locken. Aber auch dieser Plan mißlang, so daß man sich endlich entschloß, daß Thier im Freien zu jagen. Man öffnete das Scheunenthor, und die Bestie stürzte sich in's Freie. Von allen Seiten warf man nasse Tücher über das Thier, um es zu Fall zu bringen und event. noch lebend zu fangen. Allein vergebens. Das Thier entging auch hier seinen Verfolgern. Da krachte ein Schuß, und der Leopard war niedergestreckt. Herr Bürgermeister Hirsch zu Haan war der glückliche Schütze. Der Schuß hatte das Thier tödtlich in den Unterleib getroffen. Der Leopard war schon gestern Abend in Haan entdeckt und durch Flintenschüsse leicht verwundet und alsdann in die mit Getreide gefüllte Scheune gejagt worden. Unter großem Zulaufe wurde das erlegte Thier nach hier gebracht und wird jetzt von einer großen Zuschauermenge bewundert.

— August I., Kurfürst von Sachsen, wurde einst von den Vätern der Stadt Meissen bewirthet und ihm unter Anderem eine Sorte Landwein präsentirt, den er so gütig war, äußerst trinkbar zu finden. Die Herren Stadtväter waren über das Lob ihres Weines aus kurfürstlichem Munde so begeistert, daß sie ausriefen: „Ja, Herr Kurfürst, und dies ist noch nicht einmal von unserem besten!“ — „Nun,“ antwortete der Kurfürst lächelnd, „so hoffe ich, daß Ihr mir das nächste Mal vom Besten geben werdet!“